

FEUILLETON

TIM ACKERMANN

Doch, Martin Eder kann malen. Selbst wenn nicht alle seine Bilder von süßen Tierbabys und ziemlich unbekleideten jungen Damen mögen, Eder weiß schon, was er da mit dem Pinsel macht. Sein wahres Talent allerdings – man erkennt es im Laufe des Abends – verbirgt sich nicht in seinem Auge oder seiner Hand, sondern in seinem Ohr. Eder ist ein verdammter guter Zuhörer. Und so geschieht es, dass er sich nach zweieinhalb Stunden, mehreren Bieren und einigen Schnäpsen plötzlich entschuldigt: „Ich finde das eigentlich unmöglich, wenn einer die ganze Zeit nur von sich redet“, erklärt er. Normalerweise erzähle er gar nichts über sich. „Wenn ich mit Freunden an Silvester am Tisch sitze, dann reden alle, nur ich nicht. Es kommt aber garantiert auch keiner auf die Idee, mich was zu fragen: ‚Martin, wie läuft’s mit der Musik? Wie läuft’s mit der Kunst?‘ Also lass’ uns nicht den gleichen Fehler machen: Wie läuft’s bei dir so?“

In der nächsten Viertelstunde ist also der Interviewer dran, etwas zu erzählen, und Eder hört aktiv zu. Er fragt nach, signalisiert in kurzen Sätzen Zustimmung oder gibt eine knappe Einschätzung. Das ist alles furchtbar schmeichelhaft. Man hat das Gefühl mit einem Freund am Tisch zu sitzen. Eder scheint für das Essen in einem Kreuzberger Kiezrestaurant mit seinem grau-blau gestreiften Anzug zwar ein wenig overdressed. Aber er ist immerhin locker genug, die obersten zwei Hemdknöpfe offen zu lassen. Er wirkt wie ein zufällig erfolgreicher Kumpel, mit dem man früher Dosenbier in Dorfbushaltestellen getrunken hat.

Mein Gott, was hatte man diesen Menschen immer für einen schlimmen Poser gehalten. Im Coffeetable-Book „Art Now Vol. 2“ gibt es ein Foto von ihm, da leckt er mit der Zunge ein Messer ab. Peinlicher geht’s kaum. Und dann diese Tierbaby-Ölschinken, die er in den Boomjahren malte – was waren die schlimm kitschig und affirmativ. Stupidies Leinwandgold für die Lücke über dem Sammlersofa. Schamlos und dekadent. Dann noch sein albernes Rocker-Pseudonym, Richard Ruin, unter dem er manchmal als Musiker auftrat. „Das ist doch alles Schnee von vorgestern“, wirft Eder ein. Den Richard gebe es schon lange nicht mehr. Die Band heißt jetzt nur noch Ruin, und die Musik hört sich jetzt so an, als habe man norwegischen Death Metal mit dem Phantom der Oper gekreuzt. Auch das Gel ist aus Eders Haaren gewichen, er trägt sie jetzt strähnig und halblang auf die Schulter fallend. Und er post kein bisschen.

Wie sehr der Maler auf das Image achtet, das er anderen vermittelt, fiel schon bei der Wahl des Restaurants auf. Nach längerem Reflexionsprozess entschied sich Eder für das „Schlesisch Blau“, ein Szenearrestaurant ohne Schnösel am Schlesischen Tor, dessen Köche den binationalen Spagat zwischen französischen Traditionsgerichten und süddeutscher Hausmannskost erproben.

Für 23 Euro gibt es an diesem Abend Suppe, Salat, Zwischengang, die Auswahl

aus vier verschiedenen Hauptgerichten sowie Nachtisch. Eder wählt Schmorbraten. „Ich nehm’ den Schmoorbraaten“, sagt er – mit deutlichem Hang zur theatralischen Überbetonung. Man hört oft eine Prise Ironie heraus.

Eder macht sich auf zum alten gusseisernen Herd in der Ecke. Dort kann man sich selber am großen Topf mit Zucchini-Lauch-Suppe bedienen. Sie hat eine fahlgrüne Farbe und passt so ganz gut in die Palette der Eder-Malerei. Immerhin vier, fünf Jahre, erzählt er nun, sei er Vegetarier gewesen. „Irgendwie ging es mir ab einem bestimmten Zeitpunkt schlechter, so blöd’ es klingt.“ Nun mache er immerhin noch mit Yoga weiter. Ist aus dem wilden Herrn Eder wirklich der Öko-Eder geworden? „Man muss sich eben entscheiden, ob man was aus seinem Leben machen will oder ob man nur Party will“, entschuldigt sich Eder. „Ich habe mich für beides entschieden. Jetzt bin ich sozusagen im Normalzustand eingeppegelt.“ Das mit dem Alkohol sei vorher ja uferlos gewesen. „Es hat mir gereicht, dass ich einmal kurz davor war, die Lichter auszumachen.“

2005 legte sich Eder nach einer Herzmuskelentzündung auf den OP-Tisch. Eine notwendige, wenn auch im betreffenden Moment nicht super dringende Untersuchung. „Am Tag der Untersuchung war im Krankenhaus für 20 Uhr ein geplanter Stromausfall angesetzt, um die Energie-Notversorgung zu testen“, erzählt der Eder. „Um 19 Uhr schoben sie mich in den Operationssaal. Das Blöde bei einer Herzkatheter-Untersuchung: Du kriegst eine Sonde in die Pumpe geschoben und bist bei vollem Bewusstsein. Ich lag also da, schaute auf die Uhr an der Wand und sah den Minuten beim Ticken zu. Zwischendrin fiel mein Tropf um. Da war schon so ’ne Kackstimmung im Raum.“

Fünf Minuten vor Acht klingelte plötzlich das Telefon. „Der Arzt hat gesagt: ‚Nicht rangehen. Das sind die Hausmeister wegen dem Stromausfall. Ich bin gleich fertig‘“, erinnert sich Eder. Der Zeiger der Uhr zeigte zwei Minuten vor Acht, eine Minute vor Acht. „Der Arzt zieht die Sonde raus, und dabei bekomme ich Kammerflimmern. Der Puls schießt blitzartig auf 180. Dann hört mein Herz auf zu schlagen. Ich schaue auf den Monitor. Flatline. Piiiiiiiiiiiiieep. In der nächsten Sekunde ist der Strom weg, und es wird dunkel im Raum.“

Ein Arzt hat Eder damals mit einem Defibrillator zurück an die Staffelei geholt. Der Maler sieht nun etwas nachdenklich auf die Tischkante, während die Bedienung den Suppenteller abräumt. „Ich denke, ohne Witz jetzt, ich habe seit dieser Zeit ein kleines Trauma, und ich überlege mir, ob ich nicht zum Onkel Doktor gehen sollte, um mit dem noch mal zu quatschen. Das Ganze hat mir wirklich einen Schaden gegeben.“

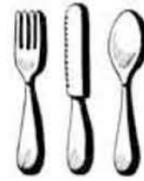
Worüber soll man mit einem ernsthaft reden, der einerseits eine Nahtoderfahrung hinter sich hat und andererseits auf dem Weg zum Ruhmesgipfel schon ziemlich weit den Hang hinaufgeklettert ist. Sicher nicht darüber, dass der vom Restaurant selbst angesetzte Essig zum Salat ein bisschen zu sauer ist.

2006 wurde Eders Bild „Bonjour Tristesse“ – eine halb nackte Brunette auf ei-

nem Stuhl mit Schafsfell – bei einer Auktion in New York für über eine halbe Million Dollar versteigert. Eder profitierte damals vom Hype um die junge deutsche Kunstszene, in der es wieder erlaubt war, die Leinwand mit satten Ölfarben zu tränken und wiedererkennbare, wenn auch surreal verrätselte Figuren zu malen. Sein Galerist Judy Lybke hatte die neue Strömung damals unter dem griffigen Etikett „Neue Leipziger Schule“ zum neuen Exportschlager aufgebaut. „Ich weiß noch, wie Lybke zum ersten Mal mit einem Zeitungsartikel ankam, in dem was von der Neuen Leipziger Schule stand und sagte: ‚Schau mal, Martin, den Spruch hab ich mir ausgedacht‘“, erzählt Eder. „Da hab ich gesagt: ‚Ey, tu mir einen Gefallen, halt mich aus der Sache raus. Ich komm’ nicht aus Leipzig, sondern aus Batzenhofen.“

Er habe schon gleich am Anfang erkannt, dass so ein Label ein Fluch sein kann, erzählt Eder. Als Maler wolle man halt immer Individualität sein. Und übrigens: Der Sammler, der damals die halbe

TISCHGESPRÄCH



Martin Eder

Out of Batzenhofen: Der Maler Martin Eder entscheidet sich für süddeutsche Hausmannskost



Martin Eder wurde 1968 in Augsburg geboren, wuchs auf im Pfarrdorf Batzenhofen. Er studierte in Augsburg und Dresden und stieg in den Nullerjahren zum weltweit gefragten Künstler auf, für dessen Bilder bis zu einer halben Million Dollar bezahlt werden

DIE RECHNUNG, BITTE!

Der Maler entschied sich nach längerer Überlegung für ein Abendessen im „Schlesisch Blau“ in der Köpenicker Straße 1a in Berlin-Kreuzberg (Tel. 030/69 81 45 38). Dort wird zum Menü-Festpreis französisch und süddeutsch inspirierte Küche angeboten. Auf dem Suppen-Selbstbedienungssofen standen an diesem Abend Linsensuppe und Zucchini-Lauch-Suppe zur Auswahl, wobei letztere von beiden Gesprächspartnern bevorzugt wurde. Danach wurde Salat serviert, gefolgt von einem Zwischengang: Rotbarschfilet auf Sauerkraut mit Rote Bete. Kurios, aber nicht unlecker. Die sehr üppig ausfallende Schweinshaxe als Hauptgang ließ anschließend keinen Nachtisch mehr zu, wohl aber einige Schnäpse. Mit dem zuvor getrunkenen Wasser und diversen Bieren belief sich die Rechnung am Ende auf 80,40 Euro.

Million Dollar kassierte, habe das Bild Jahre vorher bei ihm für 7000 Euro gekauft. „Mit dem schönen Gewinn hat er dann eine No-Becks-Bar auf der Torstraße aufgemacht. Aber einen ausgegeben hat er mir nicht.“ Mittlerweile, erzählt Eder weiter, als der etwas kuriose, aber leckere Zwischengang serviert wird – Rotbarschfilet auf Sauerkraut mit Rote Bete – sei er ganz froh, dass sich seine Preise auf Normalmaß eingependelt haben, zwischen 60.000 und 80.000 Euro.

Nun nähert sich der Kellner mit traurigem Blick: Der Schmorbraten sei leider doch schon aus. Eder schwenkt auf Schweinshaxe um. Zweimal Haxe also, die auch flugs herbeikommt mit kross gebackener Haut, eine Riesenportion, daran hat man erst mal zu knabbern.

Eder redet weiter, sagt einen Satz, der einen überraschend vom Haxennagen aufblicken lässt, vielleicht hat man ihn nicht richtig verstanden, schnell noch mal nachfragen. Doch, es stimmt. „Ich finde, dass die Kunst einen sozialen Auftrag hat“, erklärt Eder. Er sei da immer

missverstanden worden. Sein sozialer Auftrag sei ein visueller, es ginge ihm um Kommunikation, und die nackten Frauen und die Katzenbabys, das seien eben Sehnanreize, die man überall auf der Welt problemlos verstehe. „Das hat mit Dekadenz nichts zu tun“, sagt der Maler.

„Eher ist es doch so, dass ich den Leuten gebe, was sie verdienen. Klar sind die Bilder dekorativ. Aber gleichzeitig ist das Ganze auch an einen sehr persönlichen Herstellungsprozess gebunden.“ Eines seiner besten Bilder der letzten Jahre, zum Beispiel, sei ganz und gar nicht niedrig: Man sieht darauf eine nackte Frau mittleren Alters und daneben ihre Tochter im Hochzeitskleid, so ein bisschen eine verdrehte Variante von Lucas Cranachs’ berühmtem Gemälde mit der Kupplerin. „Bei mir ist zur Abwechslung mal die Mutti selber nackt. Und auf ihrem dicken Po zeichnen sich ganz wundervoll die Solarium-Streifen ab“, erklärt Eder. „Das ist es, was ich spannend finde: diese Hartz-IV-Körper, die so schön individuell sind, obwohl sich die Frauen doch der gesellschaftlichen Norm anpassen wollen.“

Die Vorlagen für seine Bilder macht Eder selbst. Über 60.000 Aktfotos sind so über die Jahre zusammengekommen. Er hat einige davon vor ein paar Jahren groß abgezogen und ausgestellt und auch ein Fotobuch daraus gemacht. „Die Armen“ war der Titel. Eder fotografiert oft Frauen, die von der Gesellschaft als „Unterschicht“ bezeichnet werden. Verletzliche Geschöpfe, denen man ansieht, dass ihnen das Leben auf die eine oder andere Art übel mitgespielt hat.

„Hinter den interessantesten Fotos stecken eben leider auch oft die krasssten Geschichten“, sagt Eder. Neulich sei eine junge Frau zu ihm gekommen, deren Körper mit dicken Narben übersät war, weil sie sich ritzt. „Was ist denn mit dir passiert?“, habe ich sie gefragt“, erzählt Eder, „und sie hat geantwortet: ‚Das mache ich seit ich Neun bin.‘ Was für eine Gesellschaft ist das bloß, die so einen Menschen hervorbringt, frage ich mich in solchen Momenten. Und ich weiß, dass ich viele meiner Fotos nie werde zeigen können. Sie sind so etwas wie mein geheimer Atlas.“

Die Haxenreste liegen auf den Teller. Der Nachtisch entfällt wegen akuten Platzmangels im Malermagen. Die Schnäpse kommen, der Interviewer erzählt ein bisschen von sich, und Eder hört aufmerksam zu. Im letzten Jahr, sagt er danach, habe er mal eine Blockade gehabt: „Kennst du das auch, dieses Gefühl, als würde man jetzt lieber Wale ins Wasser tragen oder irgendwas anderes Sinnvolles tun?“ Er habe sich damals einfach eine Auszeit genommen. Er sei in den eigenen geistigen Keller hinabgestiegen, um zu schauen, wo die Bilder eigentlich herkommen. „Ich habe festgestellt, dass mich immer noch die gleichen Dinge interessieren: die Idylle und die Opfer, die sie produziert“, sagt Eder. „Und komischerweise hat es mich seit zwei, drei Monaten wieder richtig gepackt.“ Das sieht man, stimmt man ihm in Gedanken an die neuen Bilder zu. Denn allen Anfeindungen seiner Kritiker zum Trotz kann Eder wirklich malen. Und das Schöne ist: Er wird immer noch besser.